

MATTHIAS HORX

Future Love

MATTHIAS HORX

Future Love

**Die Zukunft von
Liebe, Sex und Familie**

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2017 Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Neumarkter Straße 28, 81 673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Grafiken: Peter Palm, Berlin

Typografie und Satz: DVA / Andrea Mogwitz

Gesetzt aus der Dante MT

Bildbearbeitung: Helio Repro, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04732-8

www.dva.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Oona

Inhalt

Vorwort	
Das letzte Zukunftsrätsel	9
Teil 1	
Vergangenheit: Wie die Liebe in die Welt kam	19
1 Die Geburt der Familie: Warum – und wie – wir einander brauchen	21
2 Die Matrix der Liebe	54
3 Das System des Sozialen: Freundschaft, Gruppe, Clan und Sippe	83
Teil 2	
Gegenwart: Liebe in Zeiten der radikalen Individualisierung	107
1 Das große Partnerwahl-Spiel: Wie wir unsere Partner in der modernen Welt finden – oder dauerhaft verpassen	109
2 Die (multi)serielle Monogamie: Wie sich Familienstrukturen und Partnerschafts- biografien verändern	132

3	Beziehungskybernetik: Die Psychomathematik der modernen Partnerschaft	155
4	Limits of Love: An den Grenzen der Liebeskultur	176
5	Die Botschaft des Terrors: Der Hass als Schattenwelt der Liebe	196
6	Lasst uns Fragen an die Zukunft stellen	203

Teil 3

Zukunft: Drei Szenarien der futuristischen Liebe 251

1.	Szenario Die techno-erotische Transformation	253
2.	Szenario Liquid Love	271
3.	Szenario Die coevolutionäre Liebe	290

Nachwort

	Cosmic Love: Die Liebe als Nicht-Nullsummenspiel	309
--	--	-----

Dank

	Meine fünfte und letzte WG	317
--	----------------------------	-----

	Anmerkungen	319
--	-------------	-----

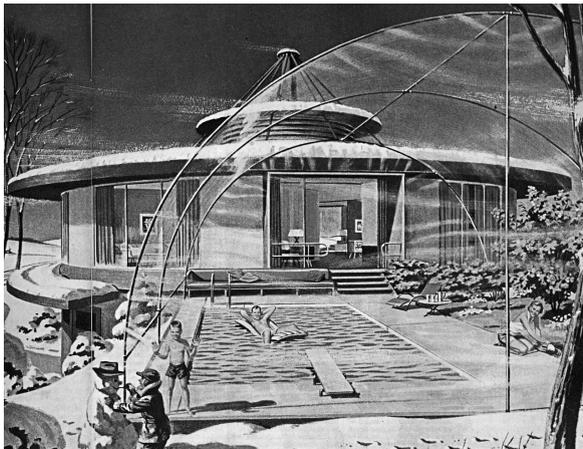
	Ausgewählte Literatur zum Thema Liebe	332
--	---------------------------------------	-----

Vorwort

Das letzte Zukunftsrätsel

Gibt es in der Zukunft eigentlich noch Familien?

In meinem Archiv utopischer Illustrationen stieß ich neu-lich auf dieses Bild aus den 60er Jahren des vergangenen Jahr-hunderts. Es zeigt eine Traumfamilie der Zukunft. Der Him-mel über dem runden Bungalow in Form eines gelandeten Ufos ist stahlblau, fast wie der Weltraum, es ist Winter. Eine transparente Folie überspannt einen Pool, trennt die Außen-welt von der Innenwelt. Ein Kind spielt im Schnee, dick ein-gepackt, das andere schaut von innen in der Badehose zu. Es ist eigentlich diese dünne Schutzhülle, die den futuristischen Aspekt der Hauses ausdrückt: die verblüffende Nähe der Ge-gensätze. Eine hauchdünne Hülle, die trotzdem schützt. An-



Archiv Horx

sonsten sieht man weder spektakuläre Technik noch Roboter noch Raketenautos.

Nur Liebe und Zuneigung.

Vater und Mutter, schlank, fit, strahlend, jung, sind vollkommen entspannt. Die Frau pflegt die Pflanzen am Rand des Pools. Sie weiß, was sie tut, sie *will* es tun. Der Mann erholt sich von einer sinnvollen Arbeit. Er liegt auf einer Luftmatratze im Pool, die verdammt so aussieht wie eine billige, heutige Luftmatratze. Beide schauen lächelnd zu ihren Kindern. Sie kümmern sich. Sie haben alles unter Kontrolle. Eine in die Ewigkeit reichende Harmonie.

Im Inneren des Bungalows wirkt alles sauber und aufgeräumt. Eher sogar etwas altmodisch. Gemütlichkeit ist eben auch in der Zukunft gemütlich. In den Kleinfamilien der Nachkriegszeit, in denen meine Generation aufwuchs, erlebten wir es oft anders. Der Staubsauger saugte rund um die Uhr, unentwegt wurde geputzt, gekocht, aufgeräumt. Doch all dieses Wirbeln war mit einem seltsamen Gefühl von unerlöster Spannung, von Unzufriedenheit verbunden.

Aber sind Familien tendenziell nicht immer so? Ist das nicht ihr Wesen? Gibt es in ihnen nicht einfach alles? Harmonie und Zuneigung? Streit und Entfremdung? Nähe und Distanz? Verständnis, aber auch Abgründe?

Als Kind habe ich mir vorgestellt, dass es am Mangel an Wandertechnik lag, dass zu Hause nicht alle so zufrieden und froh waren wie auf den schönen Bildern aus der Zukunft. Daran, dass es noch keine Roboter gab, die für Mama das Kochen und Putzen übernahmen. Ich träumte von Flugmobilen, die Papi früher nach Hause kommen ließen, so dass er mehr Zeit hatte zum Spielen.

Viele, vor allem Männer, glauben das heute noch: dass es die Technik ist, die uns eine ewig glückliche Familie besche-

ren wird. Technik bringt uns in der Zukunft auf wundersame Weise unsere Kindheit zurück, in der alles Neue magisch und wunderbar bleibt. Und uns alle glücklich, entspannt und geborgen macht.

Technik soll, so nebenbei, die letzten Unsicherheiten der Liebe lösen. Zum Beispiel die vielleicht existentiellste Frage des Lebens: welchen Lebenspartner wir wählen.

Und die Sache mit dem Sex könnte Technik auch noch lösen, so ganz nebenbei ...

Und dann tauchen aus dem Nebel der Vergangenheit die Erinnerungen an unsere Versuche auf, eine andere Art von Familie zu schaffen. An meine erste Wohngemeinschaft, in die ich zog, nachdem ich mein Kinderzimmer in den frühen 1970er Jahren im Alter von knapp 18 Jahren verlassen hatte. Mit dem festen Vorsatz, nie mehr in den alten, spießigen Familienzusammenhang zurückzukehren.

Wir hausten im fünften Stock eines unrenovierten Altbaus im Frankfurter Nordend. Im Treppenhaus lag ein intensives Aroma von Nachkriegszeit, komponiert aus Schimmel, Staub und Bohnerwachs. Das Öl zum Heizen mussten wir in Kanistern fünf Treppen nach oben schleppen. Trotzdem war es kalt im Winter. Ich erinnere mich, wie die nackten Füße am Linoleum in der Küche klebten, das sich an den Rändern schimmelnd nach oben bog. Es blieb immer etwas an den Fußsohlen hängen, Müslireste, vermischt mit Kaffeesatzresten und Katzenstreu.

Neben unseren drei anarchistischen Katzen, die wir Eins, Zwei und Drei nannten, lebten dort:

- Jutta, eine grundstille rothaarige Germanistik-Studentin, die ziemlich viel Pot rauchte und immer wieder mit schweigsamen unbekanntem Männern beim Frühstück saß.

- Harald, ein düsterer Junkie, der meistens stumm in seinen schwarzen Stiefeln auf einem rostigen Krankenhausbett lag und selbstgedrehte Zigaretten der Marke *Schwarzer Krauser* rauchte, den Tabak mit Lungenkrebsgarantie.
- Maurice, mein bester Freund, wegen seiner markanten Nase und seinen eckigen Backenknochen auch »Gaulus« genannt. Maurice, der in Wahrheit den schönen Namen Reinhold trug, war schon auf dem Gymnasium mein bester Kumpel.

Jeden Samstag gab es Demonstrationen und Aufruhr auf den Straßen. Ich erinnere mich, wie wir uns im Badezimmer schminkten. Mit Fingerfarbe legten wir Kriegsbemalung auf. Wir nannten uns Stadtindianer. Auf dem Klo, dessen Wände wir knallrot gestrichen hatten, worauf ein gelber fünfzackiger Stern prangte (Lackfarbe auf Raufasertapete), hing ein Plakat: NUR STÄMME WERDEN ÜBERLEBEN! Daneben stand in entschlossenen Filzstift-Buchstaben: DIE LIEBE SCHLÄGT DEN KAPITALISMUS!

Wir liebten uns auf die archaische Weise der Aus-dem-Nest-Gefallenen. Wir agierten wie eine tribale Horde und zogen lärmend durch die Stadt, um die Botschaften der damaligen Zeit – freie Liebe und Revolution – zu verkünden. Wir wollten in Gruppen leben, in denen es kein Eigentum und keine Eifersucht gab. Hätte uns damals jemand gesagt, dass wir wie alle anderen auch Familien gründen, Kinder in die Welt setzten und meistens sogar HEIRATEN würden – wir hätten nur irre gelacht und die tiefgelegten Boxen mit den Doors aufgedreht.

»When the music's over – turn out the lights!«

Was haben Liebe und Familie mit der Zukunft zu tun? Auf den ersten Blick passt die Liebe damit überhaupt nicht zusammen. Liebe ist eine Himmelsmacht. Eine Sehnsucht. Ein Ge-

fühl. Zumindest halten wir sie dafür. Wie aber soll man Gefühle »prognostizieren«? Gefühle sind immer radikal gegenwärtig.

Science-Fiction-Filme über die Liebe künden entweder von ihrem Verschwinden in technischen Simulationen – siehe etwa die schreckliche Dystopie des Films *Her*, in dem sich ein Angestellter in einen Avatar verliebt, oder *Ex Machina*, in dem ein erotischer Roboter die Hauptrolle spielt. Im Grunde aber fällt den Drehbuchautoren zur Zukunft der Liebe wenig ein. Meistens retten in der fernen Zukunft Weltraumprinzen mit viel Getöse Weltraumprinzessinnen. Zwar gibt es im neuesten *Star-Trek*-Film das erste schwule Paar. Aber Scheidungen, Liebeskummer, Beziehungsdramen scheinen sich im Morgen verflüchtigt zu haben. Oder sie werden durch die Ereignisse rückgängig gemacht. In den großen Weltuntergangsfilmen und zahllosen Romanen geht es eigentlich immer darum, dass sich die zerstrittenen Mitglieder einer Familie im Angesicht des Endes wiederfinden und versöhnen. Die Eindeutigkeit von Katastrophen scheint der Liebe gut zu tun.

Dabei verändern sich in der sozialen Realität die Beziehungsformen ziemlich schnell. Die Megatrends der Individualisierung, der Globalisierung, Mobilität und Konnektivität wirken radikal auf die Art und Weise ein, wie Partner zueinanderfinden und wie wir unsere Liebesbeziehungen gestalten. Der allgemeine Anstieg des Lebensalters führt nicht nur dazu, dass wir »älter werden«, sondern auch dazu, dass Paare heute eine gewaltige Lebensspanne miteinander verbringen (können) – bei rapide gestiegenen Ansprüchen an die Qualität von Liebe und Ehe ist das eine ganz neue Herausforderung.

Junge Menschen sind heute so hypervernetzt, dass die Entscheidung für *den einen* oder *die eine* immer schwerer fällt. Und die digitale Allgegenwart von Sex und Pornografie hinterlässt

tiefe Spuren in der Zartheit, die Liebe braucht, um zu wachsen und zu bleiben.

Gleichzeitig ist die Liebe, die Sehnsucht nach Familie, vielleicht der größte und konstanteste Retro-Trend der Gegenwart. Ein Trend, der alle Zukunftsbilder, alle Utopien auszustechen scheint. Der auf Umwegen sogar die Politik radikal beeinflusst – ist die Sehnsucht nach Heimat und ethnischer Eindeutigkeit nicht auch so etwas wie die Sehnsucht nach einer »sicheren« Familie? In diesen Widersprüchen liegt der Grund dafür, dass mich das Thema besonders fasziniert hat. Liebe, Familie und Beziehung entziehen sich dem futuristischen Muster, in dem alles »geradeaus vorwärts« zu streben scheint.

Auf eine paradoxe Weise scheint die Liebe keine Zukunft zu haben, weil sie selbst die Zukunft ist, im Sinne unserer Sehnsüchte und unseres tiefsten Verlangens.

Auf eine seltsame Weise scheint Liebe immer zu »verschwinden« – die Klagen darüber sind schon Jahrtausende alt. Und doch können wir ohne sie nicht leben.

Wie lässt sich dieses letzte Rätsel der Zukunft lösen?

Liebe ist eine Turbulenz. Sie ist in ihrem Wesen komplex. Komplexität verlangt nach neuen Erklärungsmustern, die die Wirklichkeit nonlinear abbilden können und dabei unseren Geist auf neue Umlaufbahnen bringen. Um die Zukunft der Emotionalität zu erahnen, brauchen wir ein »organisches« Universalwissen vom Menschen, das weit hinunter in die Tiefe reicht. Schon im Jahr 1890 machte sich der Geologe Thomas C. Chamberlin Gedanken über die Möglichkeiten, zu wissenschaftlichen Ergebnissen zu kommen: »Wenn man einer einzigen Hypothese folgt, wird der Geist zu einer einzigen Erklärungskonzeption geführt. Aber eine angemessene Erklärung braucht meistens die Koordination mehrerer Instanzen, die

sich zu einem kombinierten Ergebnis vereinen. Die wahre Erklärung ist deshalb notwendigerweise komplex. Diese komplexe Erzählweise wird ermutigt durch die Methode der »multiplen Hypothesen«.«¹

Um komplexe Systeme zu verstehen, müssen wir die Wirklichkeit multiperspektivisch betrachten – aus verschiedenen Blickwinkeln gleichzeitig. Deshalb speisen sich meine Überlegungen und Erkenntnisse in diesem Buch aus unterschiedlichen Disziplinen:

- Evolutionstheorie
- Spieltheorie
- Systemische Wissenschaft / Komplexitätstheorie
- Kognitionswissenschaften / Neurologie
- Soziobiologie
- Sozioökonomie
- Kulturanthropologie
- (Konstruktivistische) Psychologie
- Und, nicht zu vergessen, die Biologie (wenn es um die Wirkweise der Hormone etwa geht).

Komplexe Systeme haben eine geheimnisvolle Eigenschaft, die sich Emergenz nennt. Emergenz bedeutet, dass sich spontane Neubildungen entwickeln, die sich nicht auf lineare Ursache- und Wirkung-Ketten zurückführen lassen und die andere Eigenschaften als die isolierten Ausgangselemente haben. Das System wird quasi »selbstkreativ«. Es beginnt, evolutionär zu wirken. Mir will bisweilen scheinen, dass die Liebe ein solches emergentes System ist, das wir deshalb so schwer verstehen, weil wir dazu neigen, es mechanisch zu betrachten. Womöglich ist die Liebe überhaupt das schöpferische Prinzip an sich?

Die Kraft, die Zukunft macht

In den Medien wird die Liebe als das eigentliche Desaster unserer Zeit beschrieben – und gleichzeitig als der einzige verbleibende Hafen der Utopie. Je weniger wir eine konkrete Vorstellung von einer besseren Zukunft haben, umso mehr glauben wir daran, dass *der eine* oder *die eine* uns von allen Ängsten und Lebenszweifeln erlösen wird.

Je mehr wir an die romantische Erlösung glauben, desto größer scheint das Elend der real gelebten Liebe.

»Das Private ist politisch!«, formulierten wir damals in den Nachachtundsechzigerzeiten der Rebellion. Was wir heute als neue Hasskultur erleben, als grölenden Populismus, hat ganz genuin mit Liebesverhältnissen, mit Emotionen oder vielmehr deren Mangel zu tun. Ist der Populismus womöglich eine Art Mangelkrankheit der Liebe? Menschen, die sich im Ressentiment vereinen, fühlen sich in der Welt nicht geborgen. Sie vermissen jenes Netz der Resonanz, das uns lebendig hält. Sie leiden unter einer gestörten Beziehung zu sich selbst, sie leiden an den Weltverhältnissen, die sie als bedrohlich und verwirrend empfinden. Solche seelische Abkapselung kann gefährlich sein. Sie verbreitet den Virus der Nicht-Liebe, der Bösartigkeit. Ungeliebte Menschen können enorme Zerstörungen anrichten, wie wir in Geschichte und Gegenwart reichlich beobachten können. Spätestens an diesem Punkt wird die Liebe wieder politisch – und eine Zukunftsfrage.

Der gesellschaftliche Backlash, den wir heute erleben, ist ein verspäteter Reflex auf den gewaltigen soziokulturellen Wandel, deren Vorposten die Wohngemeinschaften und Kommunen der 70er Jahre waren. Wenn heute die Vorsitzenden rechter Parteien davon reden, dass sie »die Kulturrevolution von 68 rückgängig machen wollen«, dann wird auch deutlich, welche Kraft in der Liebesrevolte von damals lag.

Sofern es in Zukunft nicht wieder zurück in die brave Familienwelt von Vater, Mutter, Kind und Schäferhund geht, sollten wir uns einigen der noch nicht beantworteten Fragen von 1968 ff. als den wahren Zukunftsfragen widmen – sie bilden denn auch den fruchtbaren Humus für dieses Buch.

Wie bekommen wir das alles zusammen:

- die Geborgenheit und die Leidenschaft?
- die Gesellschaft und das Private?
- die Selbstverwirklichung und die Hingabe?
- die Erotik und die Bindung?
- die Sehnsucht und die Sicherheit?
- die Freundschaft und die Erotik?
- das Ich und das Wir?
- Kann man lebenslang lieben?
- Ist Hass das Gegenteil von Liebe?

Von den Antworten auf solche Fragen hängt unsere Zukunft ungleich mehr ab als vom automatischen Autofahren, der neuesten Künstliche-Intelligenz-App für unser Smartphone oder dem Vernetzen von Kaffeemaschine und Kühlschrank im Internet der Dinge. Die Liebe ist eine der fundamentalsten »Techniken« der Menschheit. Sie verändert Menschen tiefer als alle Technologien. Sie kann unberechenbar, archaisch, gewalttätig sein. Die Liebe und ihren Wandel im Kontext der Zeit zu verstehen – Liebesintelligenz zu entwickeln – entscheidet nicht nur über unsere subjektive, private Zukunft. Sondern über unsere menschliche Perspektive überhaupt.

Bad Gastein, im Frühjahr 2017

TEIL 1

Vergangenheit: Wie die Liebe in die Welt kam

Wie entstand menschliche Empathie, die Basis unserer Liebesfähigkeit? In Äonen der menschlichen Evolution entwickelten sich Körper, Geist und Seele in Richtung Bindung, Treue und Verlässlichkeit. Aber Liebe muss auch flexibel sein können, denn immer regierten auch der Tod, das Verlassenwerden, die soziale Katastrophe. Deshalb sind die menschlichen Bindungen vielfältig, mehrschichtig und robust aufgebaut. Und manchmal flexibler, als wir sie uns wünschen.

1 Die Geburt der Familie: Warum – und wie – wir einander brauchen

So lebten wir, in jähren Umschwüngen zwischen dem Ruhigen und Friedlichen, dem Optimistischen und Warmen, und plötzlichen Wutanfällen.

Karl Ove Knausgard, *Liebe*

In einem Schwall von Blut und Schleim, unter Schmerzen und Schreien, werden wir geboren.

Ich erinnere mich wie in einem Traum an die Geburt unseres ersten Sohnes Tristan. Als er auf die Welt kam, war meine Frau Oona in ihrer Welt aus Schmerz und körpereigenen Opiaten, *high as a kite*. Ich saß daneben, nach 18 Stunden Wehen durch die Nacht, aber auch neben *mir*, und war so nervös und hilflos, dass im absurden gelben Neon-Licht des Gebärsaals alles verschwamm. Die schreiende Oona konnte ich nur aus einem entfernten inneren Augenwinkel wahrnehmen.

Es dauerte eine Ewigkeit, in der die auf- und abebbenden Wellen der Wehen eine entrückte Wirklichkeit schufen. Erst nach zwölf Stunden harter Press-Gebärrarbeit rutschte Tristan lautlos und blutig auf ein mit glattem Plastik bezogenes Gebärbett, das umgeben war von schrecklichen Apparaten, die bedrohliche Linien zeigten. Im allgemeinen Krankenhaus Hamburg-Ulzburg des Jahres 1993 zeigten die Uhren sechs Uhr morgens.

Tristan atmete erst mal nicht.

Adrenalin schoss durch meinen Körper. Ich wurde plötz-

lich hellwach. Eine weißhaarige, ältere Kinderärztin, die dieses autoritäre »Ich-weiß-schon-was-ich-tue«-Verhalten an den Tag legte, das auch am Tag der Schlacht von Armageddon noch beruhigend wirkt, nahm unseren schlappen Säugling an den Füßen, schüttelte ihn wie ein Bündel Stroh und stocherte mit einem gebogenen Gerät, das wie der Saugrüssel einer Metallbiene aussah, in seinem Hals herum. Dann kam blutiger Schleim aus seinem Mund, er würgte. Aber es dauerte noch gefühlte Jahre, bis er kläglich schrie. Und ich die Nabelschnur durchschneiden konnte. Was ich tatsächlich schaffte, ohne sofort in Ohnmacht zu fallen.

Am Anfang steht ein Trauma

Frauen haben seit Ewigkeiten unter Schmerzen und Qualen geboren, und daran haben weder die moderne Medizin noch der alternative Hebammen-Boom viel geändert. In meiner Lebenszeit hat jedoch im westlichen Kulturkreis eine erstaunliche Veränderung stattgefunden. Männer sind plötzlich im Geburtsraum präsent. Warum eigentlich? Warum tun wir Männer uns (und den Frauen) das an? Warum gehen wir in die Schwangerschaftsgruppe bei Jutta, wo wir im Kreis auf Reisstrohmatten sitzen und Bälle fangen, bevor wir Atmen üben, anstatt in der Kneipe oder am Strand mit Kumpels auf das frohe Ereignis zu warten? So wie unsere Väter und Großväter und Ururururur-Großväter das über Generationen getan haben?

Die Frage lässt sich einerseits auf der Ebene des Kabarettis beantworten: Männer müssen mitleiden (oder so tun als ob), damit die Frauen vergessen, wie sauer sie auf uns sind, weil wir ihnen diesen Schlamassel eingebrockt haben.

Andererseits erzählt die männliche Gebär-Präsenz eine lehr-

reiche Geschichte vom Wandel des Familiären – und der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau.

Männer und Frauen müssen zusammenkommen, um Nachwuchs zu erzeugen (in der Regel auch heute noch). Sie müssen sexuell kooperieren. Das ist in der Tierwelt oft nur ein kurzes Kopulationsspiel. Danach bleibt das männliche Engagement für die Erhaltung der Art eher marginal. (Dabei gibt es im Tierreich interessante Ausnahmen, so etwa die Präriemäuse mit ihrem kooperativen Erziehungsstil, eine Reihe von Vogelarten, bei denen die Väter sich hoch engagiert bei der Brutpflege zeigen, oder Pinguine, bei denen die Männer gleich die ganze Brutpflege übernehmen.)

Sich für ein Kind zu entscheiden ist heute keine Selbstverständlichkeit mehr. Deshalb müssen Rollen und Verpflichtungen neu verhandelt werden. Zwar gibt es auch im Reich des modernen Homo sapiens flüchtige Kopulationen, One-Night-Stands, aus denen zufällig Nachwuchs entsteht, mit dem die Männer nichts zu tun haben. Aber das Standardmodell der modernen Kultur lautet »reproduktive Planung«. Wenn man miteinander ins Bett geht, weiß man meistens, ob daraus ein Kind entstehen soll oder es allein um die Lust geht, die man sich gegenseitig bereitet.

Historisch betrachtet ist das neu. Die meisten unserer Vorfahren kannten keine Trennung von Fortpflanzung und Sex, und sie planten auch selten die Größe der Familie oder zerbrachen sich den Kopf über den geeigneten Erziehungsstil. Für die meisten Bewohner des Planeten Erde ist das auch heute noch so. Für den in Industriegesellschaften oder in den Übergangskulturen lebenden Anteil unserer Spezies verändern sich allerdings die kulturellen Spielregeln der Reproduktion rapide.

Weil der Prozess des Gebärens so ungeheuerlich schmerzhaft, kathartisch, existentiell ist, hat man sich in den meisten

Kulturen darauf geeinigt, die empfindlichen Männer lieber außen vor zu lassen. Geburt findet in einem weiblichen Tabu-Raum statt, zu dem die Männer keinen Zutritt haben. Es gibt auch nur relativ wenige historische Zeugnisse darüber, dass sich Männer unbedingt Zugang zu diesem Tabu-Raum verschaffen wollten.

Seit wir jedoch auf die Idee der modernen Partnerschaft gekommen sind, sehen Frauen nicht mehr ein, dass sie den Schmerz nur *unter sich* erleiden sollen. Und Männer suchen nach neuen Wegen der Vaterschaft. Wir teilen doch sonst alles – Hausarbeit (na ja), Jobs (jedenfalls die meisten), politische Verantwortung? Wir übertragen also eine Gleichheitsvorstellung aus der gesellschaftlichen in die private, intime Sphäre. Was nicht heißt, dass sie funktionieren muss.

Die Art und Weise, wie Männer heute verlegen oder stolz an der Seite ihrer Frauen sitzen, wenn diese gebären, weist auf eine Gerechtigkeitsübung hin. Männer und Frauen versuchen, durch die männliche Präsenz während der Geburt die Erziehungsrollen neu zu definieren. Bindung, so wissen wir, fängt früh an. Väter, die ihre Kinder zum ersten Mal nach dem »Wochenbett« gut gewickelt und gefüttert sahen, gehören der Vergangenheit an. Zum »New Deal« in der Reproduktionskultur gehört das Aushalten von Blut, Schleim und Schreien.

Die seit jüngerer Zeit übliche Anwesenheit von Männern bei Geburten erzählt uns von dem Experiment, Intimität neu zu vermessen und die Rolle der Familie neu zu definieren. Einem Experiment, in dem wir allerdings gegen mächtige Urkräfte antreten.

Der Soziologe Niklas Luhmann sprach einmal vom »Kategorienfehler« als häufigstem kognitiven Irrtum. Etwa wenn wir versuchen, Bratkartoffeln anzubauen. Im Versuch, durch gemeinsames »Durchstehen« der Geburt Gleichheit zu erzeugen,

liegt auch etwas Absurdes, Tragisches. Denn im Kreißsaal ist das Erleben eben nicht gleich! Umso größer die Enttäuschung, wenn alles so scheinbar egalitär anfängt, sich dann aber im Familienleben wieder ruckzuck die alten Rollenmuster zeigen.

Wenn nicht alles täuscht, stehen wir aber erneut vor einer Trendwende. Immer mehr junge Paare beschließen ganz im Stillen, dass der Mann nicht unbedingt dabei sein muss. In den Psychologiezeitschriften wird neuerdings eher abgeraten. Da stellt sich die Frage: Was kann sich überhaupt verändern im ewigen Tanz der Geschlechter, im Code von Sex, Liebe und Familie?

Bei Julian, unserem Zweiten, war schon alles anders. Wir gingen, während bereits die Wehen einsetzten, an der Alster in Hamburg spazieren. Aßen Butterpflaumenkuchen in einem Kultcafé. Lachten über Mutterkuchenwitze. Der Doktor in der kleinen privaten Geburtsklinik trug keinen Kittel, sondern Jeans und einen Pullover, er wollte am selben Abend noch ein Bruce-Springsteen-Konzert besuchen. Julian kam in einem Himmelbett mit gedrechselten Pfosten nach nur zwei Stunden Wehen auf die Welt. Ein Notfallgerät und das Operationsbesteck für den Kaiserschnitt waren diskret hinter einem Paravent versteckt, der den erleuchteten Buddha zeigte. Noch am selben Abend fahren wir in einem weißen Cabrio, das wir uns für ein paar Tage gemietet hatten, nach Hause. Reproduktion kann, allen Gerüchten zum Trotz, tatsächlich Spaß machen.

Der lange Atem der Evolution

Alles was wir tun und sind, ist in der einen oder anderen Weise Resultat der evolutionären Prägungen, die uns zu der Spezies gemacht haben, die diesen Planeten beherrscht wie keine andere.

Was uns von allen anderen Tierarten unterscheidet, ist die extreme Empfindlichkeit und Hilfsbedürftigkeit unserer Brut. Keine andere Spezies muss einen derart komplexen Aufwand treiben, damit ihre Babys überleben. Zuneigung, Ernährung, Schutz, Wärme, Erkennen, Berühren, Wickeln, Spielen, Erziehen, Ermahnen ... Zwar gibt es auch im Tierreich Fürsorge – Ratten, Katzen, Hunde lecken und »groomen« ihre Brut, Vögel bauen Nester, die sie auskleiden, und warten geduldig, bis ihre Kinder flügge sind. Aber der Aufwand für den menschlichen Nachwuchs ist so gigantisch, dass er das ganze Leben fordert. Und es ist auch ein mentaler Prozess, in dem Prognosen eine große Rolle spielen. Tiere kennen nicht die vorausschauende Sorge, wie sie uns Menschen umtreibt – das langfristige Voraussehen von Gefahr, den Planungszwang. Denn anders als die Tiere hat der Mensch ein Hirn, das es uns erlaubt, in die Zukunft zu schauen. Er kann sich in allen Varianten ausmalen, was passieren könnte, wenn ... Und deshalb baut und bastelt er unentwegt neue Nester, plant Erziehungsmaßnahmen, konstruiert unfallsichere Dreiräder und allergiefreie Schulspeisung. Und meldet den Nachwuchs schon drei Jahre vorher für die glutenfreie Kita an.

Nirgends dauert es so lange wie beim *Homo sapiens*, bis die nächste Generation jene Autonomie erlangt, in der sie zum Gruppenerfolg aktiv beitragen kann. Rund 14 bis 16 Jahre! In der modernen Welt scheint sich zudem diese Spanne noch ein weiteres Mal auszuweiten. Bildung und noch mal Bildung, Unruhe- und Orientierungsphasen machen unsere Brutphase zum größten Investment des Lebens.

Keine andere Spezies hat Säuglinge, die rund um die Uhr schreien können. Keine andere Spezies hat Nachwuchs, der so stark zurückspiegelt, das heißt auf Verhalten reagiert. Auch eine Affenmutter schaut ihrem Säugling in die Augen. Aber

nur kurz, als »Kontrollblick«. Keine hält stundenlange Zwiesprache mit ihrem Nachwuchs, singt, liest vor, wacht in endlosen Sitzungen am Krankenbett oder surft nachts im Internet zum Thema kindliche Aufmerksamkeitsstörungen.

Gazellenbabys werden in der Savanne immer zum Höchststand der Sonne geboren. Unter einem Busch kommen sie in Minuten zur Welt. Nach nur einer Stunde können sie einem Löwen davonrennen. Dagegen ist die menschliche Geburt schon zeitlich kaum vorhersagbar. Bei Tristan war der Geburtstermin um elf Tage überschritten, bevor sich in Oonas Innenleben (mit der Hilfe diverser Wehen-Cocktails) etwas tat.

Manche Anthropologen behaupten, das Gebären sei der Urgrund für unseren Hang zum aufwendigen, ästhetisierten Höhlenbau – für die ganze Kaskade von Hausbau und häuslicher Heimatsuche. Unsere manische Art, Räume auszukleiden, Blumen aufzustellen, Kerzen anzubrennen, Düfte zu allen möglichen Festivitäten freizusetzen, verdanken wir einer Art wiederholender Geburtsvorbereitung. Sind unsere Einrichtungsbemühungen womöglich nichts anderes als eine Beschwörung der Geburtssituation?

Bis in die vormoderne Welt gehörte der Geburtstod von Mutter und Kind zu den häufigsten Todesarten. Die meisten Tiere erholen sich vom Geburtsakt ziemlich schnell. Beim Homo sapiens hingegen kann viel schiefgehen. Der Fötus kann steckenbleiben oder er kann den Gebärmuttertrakt so verletzen, dass die Mutter verblutet. Der Grund dafür liegt in der übergroßen Hirnmasse des Menschen, die einen monströs großen Schädel im Vergleich zum Körper verursacht. Deshalb muss sich der Fötus in einem komplexen Drehungsspiel aus dem Geburtskanal herauswinden. In diesem seltsamen Tanz geht die Evolution in verschiedener Hinsicht an ihre Grenzen. Denn es ist unser großes Hirn, das uns zur hypersozialen Spezies macht.

Nehmen wir an, wir wären Gott

Mit welcher »Software«, welchem Betriebssystem würden wir einen solchen schwer zu gebärenden, anspruchsvollen, prekären Organismus, der über Jahre gepflegt, gespiegelt, behütet und beachtet werden muss, ausstatten? Wir würden diesem nackten Affen ein superstarkes Bindungsmodul mitgeben! Gewissermaßen einen Superkleber des Sozialen. Ein Element, das Individuen dieser Spezies über lange Zeit und selbst unter schwierigen Umständen kooperieren lässt. Ein Modul, das auch bei nächtlicher Schlaflosigkeit, wenn die Babys ohne Unterlass plärren, die Eltern nicht sofort zum Messer oder zum Knüttel greifen lässt. Dieser Klebstoff des Sozialen müsste so tief und robust auf biochemische Weise in den Organismus eingebaut sein, dass er weder durch die Einnahme äußerer Substanzen noch durch den Vorteil einer komfortableren Situation widerlegbar wäre. Es müsste ein raffiniertes Belohnungssystem enthalten, das den großen Affen anweist, eigene Vorteile zurückzustellen.

Das Sozialmodul müsste aber auch so robust sein, dass es schwere Verluste kompensieren kann. Denn der Tod ist für alle Spezies, besonders aber für empfindsame Zweifüßler, allgegenwärtig. Wenn der Partner stirbt, müsste sich die Bindungskraft neu orientieren, ein Mann oder eine Frau müsste sich an einen neuen Partner binden können. Nachwuchs müsste überleben können, wenn die Eltern sterben – dazu bräuchte man eine Art *Upgrade*-Empathie-Modul, das über die Familie hinaus auf eine größere Gruppe einwirkt. Denn sonst hätte die Spezies auf Dauer keine Chance zum Überleben. Zu viele Raubtiere, zu viele Nahrungskonkurrenten, zu viele Mikroben, zu viele Mangelsituationen ... Die Evolution hat nichts zu verschenken.

Wenn ein Kind nicht optimal gehalten, gepflegt, ange-

sprochen und stimuliert wird – das ist ja in der Menschheitsgeschichte nur selten möglich gewesen –, dürfte es nicht so gleich sterben. Der junge Organismus, aber auch die reifende Psyche, bräuchte Kompensationsmechanismen, mit denen er Traumata – Beschädigungen an Körper und Seele – überleben und langfristig ausgleichen könnte.

Als Gottspieler müssten wir ein Sozialmodul schaffen, das geradezu paradox funktioniert. Es benötigt, neben seiner außergewöhnlichen Bindungskraft, auch die Option des Betrugs. Des Verlassens und des Verrats. Des Vergessens und Hinter-sich-Lassens. Es müsste in einer ganz spezifischen Weise Illusionen erzeugen können – die dem Träger vorgaukeln, es mache Sinn, eine neue Generation in die Welt zu setzen und mit allen Mitteln zu verteidigen. Mit anderen Worten: Wir bräuchten eine sehr starke, sehr nachhaltige Droge.

Natürlich sind wir nicht Gott. Und die Evolution »plant« nicht. Sie konstruiert Zukunft immer nur ad hoc, mit dem, was im jeweiligen Moment nutzt. Sie tastet sich vor von Mutation zu Mutation, verbessert, verwirft: Sie hat dabei Zellen entwickelt und variiert, das Nervensystem, die Sinne, Organe, Motorik und Feinmotorik, den aufrechten Gang, das komplexe Gebären, die Hirnmasse als Daten- und Wissensspeicher, Sprache, Kommunikation und Kooperation.

Wenn zum Überleben einer Art so etwas wie starkes Gefühl nötig ist – die Natur wird dieses Merkmal bilden, indem sie diese Möglichkeit selektiert und weiter ausbildet. Sie wird aus organischen Bausteinen Instrumente zusammensetzen, die das zentrale Problem des Überlebens einer solch heiklen Spezies wie des Menschen lösen. Oder eben nicht, dann würde diese Spezies nicht existieren.

Die verschiedenen Menschenarten, die bereits auf diesem Planeten wandelten – von Homo ergaster über Homo habilis

bis zum Neandertaler –, hatten vielleicht weniger ausgereifte »Empathie-Module«. Neandertaler, so liebevoll sie offenbar zu ihren Kindern waren, neigten zum Kannibalismus. Aber warum hat Homo sapiens das Rennen gewonnen?

Auf irgendeine magische Weise gab es immer eine genügende Anzahl von Menschen, die nicht gefressen oder erschlagen wurden, die nicht verhungerten, an schrecklichen Krankheiten starben oder Naturgewalten zum Opfer fielen, bevor sie Sex hatten – und dabei irgendwann so etwas wie Liebe spürten. Wie hat die lange Kette unserer Vorfahren es über Hunderttausende von Jahren geschafft, ihre Gene weiterzugeben? Im Kern der Lösung dieses Rätsels liegt nicht überragende Körperkraft oder genialische Schläue oder die schützende Tiefe seiner Höhle. Es ist vielmehr eine besondere Fähigkeit: die der Kooperation.

In der Umwelt unserer Ur-Vorfahren wäre es noch viel unmöglicher als heute gewesen, ohne die anderen zu überleben. Wo es keine Notfalloperationen gibt und keine Autos, mit denen man schnell in die nächste Höhle fahren kann, wo ständig die Gefahr lauert, von Säbelzähntigern oder feindlichen Horden getötet zu werden, ging es nur darum, ob man es schaffte, zur richtigen Gruppe zu gehören. Zu einer Gruppe, die reagieren konnte, wenn sich die Umwelt – durch welche Bedrohungen auch immer – veränderte.

Im Verlauf der Evolutionsgeschichte wirkten also zwei parallele Evolutionsprinzipien: die individuelle Selektion, die uns als familiäre Kooperateure und gleichzeitig autonomiefähige Wesen formte. Und die Gruppenselektion, die unsere weitreichenderen sozialen Funktionen bestimmte. Wir sind, wie der bekannte Evolutionsbiologe Martin M. Nowak formulierte, »Super-Kooperateure«: »Es geht in der menschlichen Evolution um die drei Phänomene der Gegenseitigkeit, Reputation

und Belohnung (reciprocity, reputation, reward); es geht darum, wie selbstloses Verhalten ganz natürlich aus Konkurrenz entsteht, wie Freundlichkeit, Verzeihen, Vergeben eine mathematische Rationalität aufweisen.«²

Überflüssig zu sagen, dass diese wunderbaren Eigenschaften, die uns zu Menschen machen, auch ihren Preis haben. Zu Problemen und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Anthropologen.

Die Kuscheldroge

Während wir uns an diesem Morgen im Jahre 1993 erschöpft über unser Baby beugten, waren in unserem Inneren längst all die Hormone und Substanzen und sensorischen Rückkopplungsschleifen aktiv, die dafür sorgten, dass wir uns wie verückt *kümmern* würden. Eine ganze chemische Fabrik hatte während Oonas Schwangerschaft ihren Organismus umgebaut und sie für diesen Moment vorbereitet. Eine ganz besondere Substanz hatte die Geburt ausgelöst: Oxytocin, das Oonas Nebenhirn kurz vor der Geburt in großen Mengen produziert hatte. *Okys tokos* ist die altgriechische Bezeichnung für schnelle Geburt, und Oxytocin wird bei jeder Geburt mit Spitzenwerten im weiblichen Organismus synthetisiert. Selbst Männer kriegen eine ganze Menge davon ab. Wenn sie im Kreißsaal anwesend sind, eine etwa dreifach höhere Dosis als in der Kneipe.

Oxytocin ist eine Art »Lagerfeuer-Wirkstoff«, der schon unseren Vorfahren dabei geholfen hat, sich gemeinsam am Feuer zu entspannen, Konflikte zu dämpfen, sich miteinander gut zu fühlen. Oxytocin lässt auch Tiere die Nähe ihrer Artgenossen suchen und blockiert Angst- und Fluchtreaktionen – Präriemäuse etwa sichern damit ihr Kooperations- und Gemeinschaftsverhalten.³ Beim Menschen wirkt es direkt auf die

Amygdala, den »Mandelkern«, der Angst- und Fluchtreaktionen steuert.⁴ Biochemiker nennen Oxytocin auch ein affiliatives Neuropeptid, das heißt eines, das Kontaktaufnahme und Zugehörigkeit fördert. Wer Oxytocin mit einem Zerstäuber in die Nase einsprüht – man kann die Substanz auf dem Internet-Schwarzmarkt kaufen –, wird sehr viel freundlicher und »verbindlicher« zu seinen Mitmenschen.

Der Sich-Kümmern-Stoff hat eine ziemlich komplexe Molekülstruktur aus Aminosäuren, Kohlenstoffatomen, Wasserstoffatomen, Stickstoff, Sauerstoff und ein wenig Schwefel (zum »teuflischen« Aspekt von Oxytocin siehe das Kapitel »Die Botschaft des Terrors«). So komplex das Molekül gebaut ist, so komplex sind auch seine Wirkungen.

Das erlebte Gefühl, das von Oxytocin produziert wird, heißt *Vertrauen*. »Wir vermuten, dass Oxytocin die Aufmerksamkeit für soziale Reize verstärkt«, sagt Markus Heinrichs, einer der führenden Oxytocin-Forscher. »Dass es gleichzeitig Stress reduziert, das Belohnungssystem aktiviert und so die Bereitschaft erhöht, sich anderen zu nähern.«⁵

Die amerikanische Forscherin Ruth Feldmann untersuchte Väter mit und ohne zusätzliche Nasalspray-Dosis von Oxytocin in der Interaktion mit ihren Kleinkindern. Durch die Gabe des Moleküls bei den Vätern stiegen auch die Oxytocin-Spiegel bei den Kindern – obwohl diese keine direkte Dosis erhalten hatten. Die Väter spielten zugewandter und empathischer mit den Kleinen – und das hatte offenbar einen »Echo-Effekt«.⁶

Oxytocin baut regelrecht das Hirn von Müttern um – was sich zwanzig, dreißig Jahre später, in der Menopause, oft in einer »mental Krise« bemerkbar macht. Frauen wissen dann plötzlich nicht mehr, wofür sie diesen gigantischen Aufwand eigentlich geleistet haben.

Nicht immer funktioniert nach der Geburt eines Kindes die

Ausschüttung der inneren Wirkstoffe. Manchmal scheint die Oxytocin-Flut nicht richtig an den Hirnzellen andocken zu können, und dann sind die Illusionen dahin. Das kann zu tiefen Kindbettdepressionen führen, in denen Säuglinge plötzlich als das erscheinen, was sie in gewisser Weise ja sind: eine Monsterbrut, die den Körper und die Energien der Mutter verzehrt. Eine ganze »Bewegung« gruppiert sich unter dem Stichwort »Regretting motherhood«, das Bedauern, Bereuen der Mutterschaft, um dieses traurige Phänomen. Aber auch viele Männer kriegen die tiefe Bindung zu ihren Kindern einfach nicht hin. Womöglich auch, weil andere Hormone den Gesang des Oxytocins übertönen.

Baby Bonds

Wer einen Säugling auf den Arm nimmt, mag denken, dass er der hilflosen kleinen Person Aufmerksamkeit »gibt«. Von wegen: Babys üben schon kurz nach der Geburt manipulatives Verhalten – für die ängstlichen und erschöpften Eltern ein wahrer Glücksmoment. Schon am zweiten Tag fing Tristan an, seltsame Grimassen zu schneiden. *Er lächelte uns an.* Glaubten wir jedenfalls. Und sofort glühten unsere Oxytocin-Rezeptoren auf. *Er hat gelächelt!* Wir wurden von unserer Biochemie in Geiselhaft genommen. Vielleicht war es ja nur eine Grimasse oder ein Gähnen, ein zufälliges Verzerren seines süßen Mundes gewesen.⁷

Überdimensionierte Augen in proportional zum Körper großen Köpfen, knopfartige Nasen, Münder wie zarte Rosenblätter, geschwungene Nackenlinien (durchaus ein bisschen Speck!), entzückende Ohrläppchen – gegenüber solchen Merkmalen sind die allermeisten Menschen hilflos, sie brechen in Entzückungsbekundungen aus. Dass auch Männer für diesen